

Hans Maier

Apokalypse, ganz sachlich

Die Dichter haben es vorausgesehen: schon Jahre vor dem Ersten Weltkrieg erschienen Verse, die den kommenden Krieg und das Ende der bürgerlichen Welt signalisierten. So bei Georg Heym: „Erdbeben donnert durch der Städte Schoß um ihren Huf, den Feuer überloht“ (Die Dämonen der Städte, 1911). So bei Johannes R. Becher: „Verfinsterung. Erde- und Blutgeschmack. Knäuel. Gemetzel weit...“ (Verfall, 1913). Und Alfred Ehrenstein weiß: „Doch kommt ein Krieg. Zu lange war schon Frieden“ – und was das für den Einzelnen bedeutet, ist klar: „Du frierst in Zelten. Dir ist heiß. Du hungerst. Ertrinkst. Zerknallst. Verblutest“ (Doch kommt ein Krieg, 1913).

Aus der Fülle dieser lyrischen Prophetien sind zwei Gedichte bis heute in Erinnerung geblieben: Georg Heyms „Der Krieg“ und Jakob van Hoddis' „Weltende“. In Heyms Gedicht tritt der Krieg als kosmisches Über-Ich in Erscheinung: ein Riese, der „lange schlief“ und nun aufsteht und alles an sich reißt. Er jagt das Feuer in die Städte, so dass sie „in gelbem Rauch“ versinken, dreht seine Fackel in „wilde Himmel“ - selbst die Nacht „verdorrt“ am Schluss im Weltenbrand.

Ganz anders das Weltende des Jakob van Hoddis. Hier gibt es keinen zentralen Verursacher und Bewegter. Unpersönlich-anonym laufen die Vorgänge ab, die auf das Weltende deuten. Es passieren Dinge, die niemand mehr zusammenreimen kann. Sie werden einfach aneinandergereiht, ohne Pathos, in reportagehafter Direktheit, mit kaltblütiger Ironie. Es ist eine Apokalypse der neuen Sachlichkeit. Gewaltiges, Katastrophenhaftes wird mit Alltäglich-Banalem vermischt. Die Verse haben etwas von spielzeughafter Willkür.

Heym und van Hoddis haben sich gekannt, sie waren nach 1909 im selben Berliner Literatenclub zusammen. Aus ähnlichem poetischem Material formten sie zwei grundverschiedene Botschaften vom Krieg, von der Auflösung der Gesellschaft, vom Untergang der Welt: pathetisch der eine, ganz sachlich der andere.